



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hansestädte und Kolonialpolitik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Hansestädte und Kolonialpolitik



Es ist ein unausrottbarer Irrtum, daß sich jeder für das, was ihm anscheinend am nächsten liegt, auch am stärksten interessieren müsse; die tägliche Erfahrung beweist das Gegenteil. Wäre die Meinung richtig, dann müßte es z. B. keine leidenschaftlichen Alpentouristen geben als die Schweizer, aber die Liste ruhmvoll abgestürzter „Kraxler“ weist, von berufsmäßigen Führern natürlich abgesehen, unerwartet wenig helvetische Namen auf. Über die Kunstschätze und sonstigen Genüsse Berlins weiß der Eingeborne sicher weniger Bescheid, als der seit drei Tagen anwesende Vetter aus Meseritz, und wer sich über fremde Länder unterrichten will, soll um Himmels willen keinen Seemann fragen — von dem erfährt er zuverlässig nichts oder wenigstens nichts Gutes.

In der Politik ist es nicht anders. So oft die Flotte verstärkt oder eine neue Kolonie mit der deutschen Flagge beglückt wurde, dachte der harmlose Binnenländer: Wie werden sich die Küstenbewohner, wie werden sich vor allem die lieben Hansestädte freuen! Und wenn man ihm dann sagt, daß nirgends der koloniale Gedanke kühler aufgenommen worden ist als in Hamburg und Bremen, daß sich in beiden Städten lange Zeit nicht einmal die bescheidenste Gruppe der Deutschen Kolonialgesellschaft halten konnte, daß der Spott über Kolonialbestrebungen dort fast zum guten Ton gehörte, dann steht er vor einem Rätsel, das ihm unlösbar scheint. Und doch handelt es sich zum guten Teil um nichts anderes als um die alltägliche Erfahrung, mit der ich diese kleine Betrachtung eröffnen habe. Dem Hanseaten mißfällt die Kolonialpolitik, gerade weil sie ihm zu nahe gerückt ist, weil ihr der verlockende blaue Duft der Ferne fehlt, und vielleicht auch, weil er ihre großen und hoffnungsvollen Züge über den störenden Einzelheiten übersieht.

Das bedarf natürlich einer genauern Erklärung, und vielleicht ist gerade jetzt, wo sich eine gewisse Wendung anzubahnen scheint, die Zeit dazu gekommen. In Hamburg ist die Kolonialgesellschaft schon vor einiger Zeit geräuschvoll wieder erstanden, in Bremen gegen Ende des vorigen Jahres ebenfalls. Lübeck, die kleinste und vom großen Weltverkehr entlegenste der Hansestädte, hat sich, charakteristisch genug, von Anfang an freundlicher zur Kolonialpolitik gestellt, obwohl auch dort der Kaufmannsstand im allgemeinen eine abwartende Haltung einnimmt. Was insbesondre Bremen anlangt, so hat hier die Besetzung von Riatschou eine starke Wirkung hervorgebracht und die Stimmung geändert. Von wirklicher Kolonialbegeisterung ist deshalb aber noch lange keine Rede, und die Ansprache, mit der Senator Achelis die neubegründete Abteilung der Kolonialgesellschaft eröffnete, konnte kaum kühler und vorsichtiger gehalten sein.

Es ist eine Reihe verschiedner, aber eng miteinander zusammenhängender Ursachen, die die abweisende Haltung der Hansestädte bewirkt hat. Man muß sich zunächst erinnern, daß Hamburg und Bremen große Mittelpunkte des Handels sind, in denen der Kaufmann mit seiner eignen kühl-praktischen Lebensanschauung den Ton angiebt; alles, was an die Hanseaten herantritt, muß sich wohl oder übel darauf ansehen lassen, ob es für die Geschäfte günstig ist oder nicht, ob es sichern Ertrag verspricht, oder ob den unvermeidlichen Kosten nur zweifelhafte Zukunftshoffnungen gegenüberstehen. Natürlich bestanden die neuerworbnen Kolonien das Examen schlecht: ihr Nutzen war vorerst gering, die Notwendigkeit, gerade in ihnen Handel zu treiben, lag nicht vor, und zum Überfluß begann sich die Bürokratie dort breit zu machen, die mit ihren Verordnungen und Schreibereien dem auf freie Bewegung angewiesenen Großkaufmann ein Greuel ist. Daß man aber die Vorteile des Kolonialbesitzes für die Zukunft und den Einfluß des Reichsschutzes auf die weitere Entwicklung wenig achtete, liegt abgesehen von der eben erwähnten Scheu vor allem bürokratischen Wesen in dem herkömmlichen Gedankengang der ältern Generation hanseatischer Kaufleute begründet, die lange vor der Errichtung des Reichs schon erfolgreich ihre Geschäfte im Auslande trieben. Und hier liegt ein zweiter wichtiger Punkt: der Nutzen des bewaffneten Schutzes, den die deutsche Flotte jetzt allen im Auslande lebenden Deutschen angebeihen läßt, ist gerade in den Hansestädten nicht so lebhaft und dankbar empfunden worden, wie sich erwarten ließe. Flotte und Kolonialpolitik aber stehen ja neuerdings im engsten Zusammenhang.

Es ist von wohlmeinenden Enthusiasten der Gegensatz zwischen Einst und Jetzt, zwischen der frühern völligen Schutzlosigkeit des Handels und dem heutigen allgemeinen Respekt vor Deutschland so oft und so glühend geschildert worden, daß man leicht übersehen konnte, ein wie geringes Echo diese Erörterungen in den Hansestädten fanden, ja wie gelegentlich einmal von der hanseatischen Presse ein kleiner Wasserstrahl gegen diese Begeisterung gerichtet wurde. In

Wahrheit erscheint dem Hamburger oder Bremer Kaufmann die schutzlose, die schreckliche Zeit gar nicht in so grausigem Lichte, ja sie hatte neben manchem Unerquicklichen ihre Vorzüge, an die er vielleicht mit einer gewissen Sehnsucht zurückdenkt. Man kann seine damalige bescheidne, aber nicht unangenehme Lage am besten mit der gegenwärtigen der zahlreichen Schweizer Kaufleute vergleichen, die an allen möglichen Punkten des Erdballs ebenso munter und erfolgreich ihre Geschäfte treiben wie ihre englischen oder deutschen Berufsgenossen. Die Schweiz hat keine Flotte und kann nie eine haben, und doch hat es den Schweizern niemals an Schutz gefehlt, und gerade die Kleinheit und Harmlosigkeit ihres Landes schafft ihnen Freunde. Ähnlich verhält es sich mit Belgien. Solange Deutschland ein geographischer Begriff war, erfreuten sich die kleinen, im ganzen wohlgeleitnen hanseatischen Republiken gleich günstiger Umstände. Seit der Gründung des Reichs ist es natürlich damit aus — noblese oblige —, aber in rein materieller Hinsicht ist der Tausch gar nicht so unendlich vorteilhaft, und man darf es dem Kaufmann, der immer zunächst mit materiellem Gewinn und Verlust zu rechnen hat, nicht ganz verdenken, wenn er nicht sonderlich warm dabei wird. Er steht eben der Sache zu nahe. Der Binnenländer dagegen neigt viel mehr zur Kolonial- und Flottenbegeisterung; er wird sich vielleicht in tausend Einzelheiten irren und verrechnen, aber er sieht klarer das große Ziel des Ganzen, das weit über den Bereich nüchterner Rechenkunst hinausfällt.

Ein weiterer Umstand trägt dazu bei, den Hanseaten gegen die anfangs etwas schülerhaften Versuche der deutschen Kolonialpolitik mißtrauisch und kritisch zu machen; das ist seine Bewunderung für England. Bei dem wilden deutsch-englischen Zeitungskampfe nach dem Jamesonschen Einfall war es auffällig, wie gerade von der hanseatischen Presse Mäßigung und Versöhnung gepredigt wurde, zuweilen und besonders in Bremen in einem Maße, das hart an die Grenze dessen ging, was mit nationalem Selbstgefühl vereinbar war. Das war nicht einfach ein Ausfluß der Abneigung gegen kriegerische Wirren, wie er allen Handelsstädten natürlich eigen ist, das beruhte auf einem tiefem freundschaftlichen Gefühle gegen England, das in früherer Zeit so oft den Schutz hanseatischer Interessen bereitwillig übernommen hatte. England ist das Land des Großhandels, der als Herrscher auftritt und dem Volke und allen staatlichen Einrichtungen seinen Stempel aufprägt; nirgends fühlt sich denn auch der Kaufmann, mag er Brite sein oder nicht, so wohl und ungestört wie in den englischen Besitzungen mit ihrem Freihandel, ihrer bürgerlichen Freiheit und ihrem Mangel an militärischen und bürokratischen Eingriffen. Wenn man sich in den unermesslichen englischen Kolonien frei bewegen und seine herkömmlichen Handelsbeziehungen pflegen konnte, wozu brauchte man da auf ein paar vernachlässigten und anscheinend geringwertigen Küstenstrecken Afrikas und Ozeaniens deutsche Grenzpfähle aufzustellen und eine

Anzahl Leutnants und Assessoren hinauszuschicken, die mit ihren schneidigen Verordnungen das bische Handel noch vollends zu zerstören drohten? Das sind Anschauungen, die auch heute noch in den Hansestädten sehr mächtig sind.

Es kommt noch dazu, daß dem Kaufmann mit der großen Aufmerksamkeit, die man ihm in den Kolonialgesellschaften zuwendet, gar nicht sehr gedient ist. Das ist eine ganz natürliche Folge des Konkurrenzkampfs. Über Art und Ertrag seiner Geschäfte Rechenschaft abzulegen, seine Handelsbeziehungen aufzudecken, den Betrieb seiner Faktoreien zu schildern, dazu findet er sich sehr ungerne bereit, und von seinem Standpunkte mit Recht; es ist ihm manchmal lieber, sich mit irgend einem Regerpotentaten schlecht und recht auseinanderzusetzen, als sich von den deutschen Beamten in den Topf gucken und jeden ein- oder ausgehenden Warenballen sorgfältig zählen und aufzeichnen zu lassen. Daher ist auch bei den Firmen, die in deutschen Besitztungen arbeiten, die Begeisterung für die neue Lage nicht so groß und allgemein, wie sich erwarten ließe; wo sie an der kolonialpolitischen Bewegung in der Heimat teilnehmen, geschieht es mehr aus wohlverstandner Klugheit — es ist immer besser, mit der Regierung auf gutem Fuß zu bleiben, die schon über allerlei Mittel verfügt, den Kaufleuten das Dasein zu erleichtern oder zu erschweren.

Das Verhältnis würde herzlicher sein, wenn sich das hanseatische Kapital eifriger an dem aufblühenden Plantagenbau beteiligen würde; aber auch in diesem Falle sind es zuerst die industriellen Kreise des Binnenlandes gewesen, die aus ihrer Zurückhaltung herausgetreten sind, abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen. Das hanseatische Kapital sucht eben nach alter Gewohnheit Anlage im Handelsverkehr, wie er nur in kultivierten Gebieten gedeihen kann, und daher auch die Freude über den Erwerb von Kiautschou. Hier wird sich eine wirkliche Handelskolonie entwickeln, wie sie die Hanseaten wünschen und brauchen.

Das Verhalten der beiden Hansestädte an der Nordsee ist gegenüber der Kolonialpolitik nicht ganz dasselbe gewesen. Hamburg hat unbedingt von Anfang an mehr Verständnis für die Sache gezeigt und bethätigt, während sich Bremen äußerst zugeknöpft verhielt; es ändert daran nichts, daß der erste Anstoß zur Erwerbung von Kolonien von dem Bremer Kaufmann Lüderitz ausging, denn Lüderitz nahm keine hervorragende Stellung ein und ist bis zuletzt vereinzelt geblieben. Die Ursachen der Verschiedenheit liegen hauptsächlich darin, daß in Hamburg der Ausfuhrhandel vorwaltet, in Bremen dagegen der Import, und zwar der Import einiger weniger Güter, wie Tabak, Baumwolle, Wolle, Reis, Petroleum usw. Der Bremer Handel hat also seine ganz bestimmten Bahnen, an die er sich gewöhnt hat, und demnach wenig Interesse für neue Produktionsgebiete; die Hamburger Ausfuhr dagegen muß mit der beständigen Vermehrung der Absatzländer rechnen und läßt sich die Ausschließung der deutschen Kolonien nicht ungerne gefallen. Die deutsche Regierung fand

denn auch fast ausschließlich Hamburger Faktoreien in den neuerworbenen Gebieten vor. In Deutsch-Westafrika treibt nur eine größere Bremer Firma Handel, und diese eine steht in enger Beziehung zur norddeutschen Mission, was ihre Freude an der deutschen Besitzergreifung sicher nicht vermehrt hat. Ist es doch der Leiter dieser Mission, der in der Bremer Presse oft in sehr scharfer und einseitiger Weise die Pläne der Regierung, das Schutzgebiet von Togo zu erweitern, bekämpft und verurteilt hat!

So ist es denn auch gekommen, daß die Wendung zu Gunsten der Kolonialpolitik in Hamburg früher und stärker eingetreten ist als in Bremen, wo die Kolonialfreundigkeit auch jetzt noch etwas Künstliches hat und mehr dem Bestreben entspringt, nach obenhin guten Willen zu zeigen, als herzlicher Teilnahme. Auch der schwerfälliger, obgleich zähe und gediegne Charakter des Bremers kommt hier zur Geltung, daneben auch ein gut Stück berechtigten hanseatischen Selbstgefühls, das sich nicht gern von andern ins Schlepptau nehmen läßt. Man beginnt wohl einzusehen, daß die lange ironische Zurückhaltung ein Fehler war, daß es hohe Zeit ist einzulernen, wenn man noch am gedeckten Tische Platz finden will, aber ein gewisser Trotz hindert noch daran, das offen einzugestehen. Übrigens werden die Hansestädte, wenn sie einmal warm geworden sind, auch in anderer Weise eingreifen, als durch Vereinsmeierei, die in solchen Fällen dem kaufmännischen Wesen nicht entspricht.

Was man in den Hansestädten zu sehr übersehen hat, ist die unermessliche ideale Bedeutung des machtvollen Hinausgreifens über den engen Raum der Heimat. Das friedliche Bild des Welthandels mit der offenstehenden englischen Thür kann sich einmal verhängnisvoll ändern, und wohl dem, der dann seinen „Platz an der Sonne“ hat! Die neue, für Deutschland ungünstige Zollpolitik Kanadas ist das erste Grollen eines aufsteigenden Gewitters, das Einsichtige längst prophezeit haben. Und auch die geistigen Interessen Deutschlands fordern es, daß es nicht in seinen engen europäischen Grenzen verkümmert und verknöchert. Das sind Anschauungen, die in der ältern Generation der Hanseaten noch wenig Boden finden, für die aber in der Jugend das Verständnis zu dämmern beginnt. Die Hansestädte müssen und werden sich mit den Kolonien und der Weltpolitik befreunden, dafür bürgt die Gesinnung des heranwachsenden Geschlechts.

Dann aber wird man in diesen Städten vielleicht auch einsehen, daß die kalte Zurückhaltung ein schweres Unrecht gegen das übrige deutsche Volk und gegen die Regierung gewesen ist. Es war freilich leicht, kinderleicht, über mißlungne Verwaltungsmaßregeln und fragwürdige Beamtengestalten zu spotten, der Bitte aber: Helft uns, daß wir es besser machen! ein kühles Achselzucken entgegenzusetzen. Es genügt da wahrhaftig nicht, in der Frühstückspause vor der Börse einige zerschmetternde Bemerkungen fallen zu lassen, oder durch die Presse ein paar weise Lehren zu erteilen; hier handelt es sich um das gute

Beispiel, um ehrliche Mitarbeit an einer großen Aufgabe, mag sie auch nicht gleich riesenhafte Gewinne verheißen. Daran aber hat es nur zu sehr gefehlt. Das ist eine Schuld, und — alle Schuld rächt sich auf Erden. Wenn sich jetzt der Hanseat den Kolonien zuwendet und sie nicht nach seinem Sinne eingerichtet findet, so lasse er nicht nur seinen Groll an denen aus, die dort gearbeitet und sich geopfert haben, sondern schlage auch einmal an seine eigene Brust!

Aber die Zeit der Mißverständnisse ist im Schwinden und möge niemals wiederkehren. Küstenbewohner und Binnenländer werden sich in Zukunft nicht mehr bekämpfen, sondern sich, wie es den Söhnen einer gewaltigen Mutter zukommt, gegenseitig fördern und ergänzen, beiden zum Heile und dem Reiche zur Ehre!



Reinhold

Von Carl Jentsch



er Jurist, dessen Berufung auf einen Lehrstuhl der Nationalökonomie im Sommer 1897 so großes Aufsehen erregt hat, legt uns in einem Bande von 632 und XVI klein gedruckten Seiten groß 8° das Gesamtergebnis seiner bisherigen Studien vor unter dem Titel: Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft (Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1898). Das Buch enthält außer Volkswirtschaft auch Philosophie, Politik und verschiedenes andre, ist also eine Art Encyclopädie. Da nicht viele die Geduld haben werden, sich durchzuarbeiten, könnte man es unberücksichtigt lassen; aber der Verfasser ist Lehrer der akademischen Jugend, und da halte ich es doch für eine Pflicht, auf die eigentümliche Lebensweisheit, die Karl Theodor Reinhold jedenfalls auch seinen Studenten verkündigt, hinzuweisen. Nicht in denunziatorischer Absicht; ich bin ganz ebenso wie Reinhold (S. 443) davon überzeugt, daß es eine „große Verkehrtheit“ ist, „der Lehrfreiheit auf den Universitäten, der Wirksamkeit der Geistlichen und Beamten Schranken anzuweisen und der vielleicht irrenden, aber redlichen Überzeugung den Mund zu verbinden“; sondern weil eben doch der gebildete Teil des Volkes ein Interesse daran hat, es zu erfahren, daß auf der Universität Lehren vorgetragen werden, die gewissen, allgemein als selbstverständlich angenommenen Glaubensmeinungen und Grundsätzen widersprechen. Ich kann hier natürlich nicht das ganze Buch kritisieren, sondern muß mich auf einige Hauptpunkte beschränken.